



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zerbrach sie, warf die Stücke von sich und entwich, einen Fluch ausstoßend, aus dem Zimmer.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, ließ Frau Mary einen Schrei hören gleich dem Klagen eines Wildes, daß sich verloren sieht und die Flucht aufgibt. Ich kann nicht mehr! rief sie und sank neben ihrem Stuhl zu Boden.

Raum war Gropfopf verschwunden, so kam Tantchen herein, wie eine Henne, der ein Raubvogel über die Kleinen geraten ist. Mein Gott, Kindchen, rief sie, als sie Mary gebrochen am Boden liegen sah, was ist denn geschehen?

Wolf stand, die Stücke seiner Peitsche in den Händen haltend, vor seiner Mutter und sagte hart: Der Kerl hat meine Mama geschlagen.

Aber Wolf! rief Tantchen.

Nein, sagte Wolf, Mama hat den Kerl geschlagen.

Aber Wolf, erwiderte strafend die Tante, siehst du, da faselst du wieder.

Ich fasle nicht, antwortete Wolf, ich kann nur nicht sagen, wie das eigentlich gewesen ist, und damit betrachtete er nachdenklich seine Peitsche.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel. Über die spanische Thronfrage, die uns tatsächlich gar nichts anging, sind wir im Sommer 1870 innerhalb vierzehn Tagen in einen Krieg mit Frankreich geraten, der diesem unendlich viel teurer zu stehen gekommen ist, als bei der Thronbesteigung eines hohenzollernschen Prinzen irgend möglich gewesen wäre. Die spanischen Zustände, sowohl des Heeres als des gesamten Landes, waren nicht so, daß in der Thronbesteigung eines deutschen Prinzen eine Bedrohung für Frankreich hätte liegen können. Der italienische Prinz Amadeus, der dann zum König gewählt wurde, hat es bekanntlich keine drei Jahre dort ausgehalten, obwohl er doch den Spaniern viel näher stand als ein deutscher Prinz. Die Erinnerung an jene Vorgänge wird durch den Gedankenaustausch wachgerufen, der sich zwischen dem Pariser Temps und der Berliner Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, den Organen der beiden Auswärtigen Ämter, nulla dies sine linea vollzieht. Die Pariser Kundgebungen zeichnen sich dabei durch eine konfuse Verlegenheit aus, zu der sich eine gewisse Verlogenheit gesellt, die Berliner durch eine erfreuliche Klarheit, um nicht zu sagen Derbheit der Sprache. Die Mäzchen, die die französische offiziöse Publizistik bei dieser Gelegenheit aufführt, nehmen sich ebenso dürrtig wie ungeschickt aus. Als der englisch-französische Vertragsabschluß im vorigen Jahre bekannt wurde, ging durch einen nicht geringen Teil der deutschen Presse ein starkes Beachtenswertes Stimmen verlangten, daß Deutschland dem Verfügen der beiden Mächte über Marokko nicht stillschweigend zusehe, sondern seinen Anteil, zum mindesten einen Hafen an der atlantischen Küste, verlange. In einzelnen Blättern wurde das des nähern mit der Notwendigkeit motiviert, dort deutsche Baumwollpflanzungen in großem Stil anzulegen. An leitender Stelle vermochte man ein unmittelbares Bedürfnis, Deutschlands vertragsmäßige Stellung in und zu Marokko zu ändern, nicht zu erkennen. Dennoch erhielt die Marineverwaltung den Auftrag, die Beschaffenheit der atlantischen Häfen Marokkos festzustellen. Das Ergebnis der vorgenommenen Rekognoszierungen lautete dahin, daß auf der ganzen atlantischen Küste kein Hafen vorhanden sei, wo auch nur ein kleiner Kreuzer vor Anker gehn könne. Jeder Hafen würde zur Herrichtung für deutsche Bedürfnisse kostspielige und langwierige Bauten fordern, dennoch würde man damit nicht nur jeder fremden großen Marine preisgegeben sein, sondern die deutsche Besetzung

würde auch nur durch schwere Kämpfe mit dem muselmännischen Fanatismus erstritten und behauptet werden können. Sei ein solcher Kostenaufwand möglich, so werde er eine viel nützlichere Verwendung in Wilhelmshaven und im deutschen Nordseegebiet finden; es könne nicht in den Zwecken der deutschen Politik liegen, sich für eine Periode langwieriger und hartnäckiger Kolonialkämpfe auch noch in Marokko festzulegen.

Hierzu trat die weitere Erwägung, ob es überhaupt möglich sein werde, für umfangreichere deutsche Baumwollplantagen die nötigen Arbeitskräfte aus den Landeseingebornen zu erlangen und den Unternehmern einen ausreichenden Schutz zu gewähren. Schließlich mußte man sich sagen, daß bei der vertragsmäßigen Stellung Deutschlands zu Marokko zunächst die weitere Entwicklung der Absichten Frankreichs abzuwarten sei, über die Deutschland ja doch auf eine Mitteilung zu rechnen habe, und daß es zum mindesten voreilig sein würde, die zu erwartende Explosion des muselmännischen Fanatismus durch ein übereiltes Verfahren von Frankreich auf Deutschland abzulenken. Gewiß seien die deutschen Interessen in Marokko entwicklungsfähig, aber doch nicht dadurch, daß man, während man Frankreich, England und Spanien zugleich mißtrauisch gegen die deutschen Absichten mache, die eingeborne Bevölkerung durch gewalttames Vorgehen gegen Deutschland einnehme. Deutschland, das in seinen vertragsmäßigen Rechten eine vollkommen ausreichende Operationsbasis hat, durste in Ruhe abwarten, was Frankreich tun würde, und inzwischen Spanien über die Ziele der deutschen Politik beruhigen. Dies ist schon bei der vorjährigen Mittelmeerreise des Kaisers der Fall gewesen.

Wie es scheint, hat Herr Delcassé die zuwartende Haltung der deutschen Politik mißverstanden und die Abneigung des Reichskanzlers, sich auf eine aktive Kolonialpolitik in Marokko einzulassen, mit einem völligen Desinteressement Deutschlands verwechselt. Aber die Deutschen in Marokko, die dortige diplomatische Vertretung waren auf ihren Posten, und wache Augen folgten jedem Schritt der Franzosen. Nachdem Delcassé es unterlassen hatte, an Deutschland wie überhaupt an irgendeine der Signatarmächte der Madrider Konferenz eine Mitteilung zu richten, während gar kein Zweifel an der Absicht der Franzosen, sich in Marokko häuslich einzurichten, bestehen konnte, wartete Deutschland seine Zeit ab. Diese war gegeben mit der Erklärung des französischen Geschäftsträgers, der für Frankreich ein Mandat Europas in Anspruch nahm und mit der darauf begründeten Anfrage der scherifischen Regierung. Da war die Stunde für Deutschland gekommen, zu erklären, daß Frankreich kein Mandat von Deutschland habe, das vielmehr auf der unverletzten Aufrechterhaltung seines Vertrags bestehe. Als Delcassé das auch noch nicht verstand, sondern mit einer ungeschickten Preßplänkelei begann, benutzte der Kaiser die Gelegenheit, die ihm seine Fahrt durch das Mittelmeer bot, in allerpersönlichster Weise das Siegel unter die deutsche Politik zu setzen. Ehrliche patriotische Männer haben gefragt, ob es richtig für Deutschland gewesen sei, in der Person des Reichsoberhauptes den höchsten Trumpf auszuspielen und sich damit gewissermaßen den Rückweg abzuschneiden. Diese Frage ist bedingungslos zu bejahen. Wo die Mittelmeerfahrt einmal bevorstand, und der Kaiser doch gewissermaßen an Tanger vorüberfuhr, lag es nahe, daß er persönlich dort seine Flagge zeigte und mit der höchsten Autorität, deren das Deutsche Reich fähig ist, den deutschen Interessenstandpunkt vertrat. Der Kaiser ist ja nicht expreß nach Tanger gefahren, hat auch nicht die Seefahrt allein um des marokkanischen Besuchs willen unternommen. Aber da die seit Monaten beschlossene Reise ihn dicht an Tanger vorüberführte, und die Gelegenheit, die deutsche Flagge dort mit einigem Nachdruck zu zeigen, gekommen war, ist seine Landung nicht als coup de théâtre anzusehen, wie die Zukunft sich angeblich übereinstimmend aus London, Paris (!) und Petersburg beschheimigen läßt, sondern es war ein sehr ernst und wohl erwogener Akt nicht etwa persönlicher Impetuosität, kein kaiserliches Impromptu, sondern amtlicher deutscher Politik, in vollster Übereinstimmung mit den Wünschen des Reichskanzlers und mit den Er-

forderungen der Lage. Die Lage gebot die Entfaltung der deutschen Flagge vor Tanger. Die Entsendung eines Geschwaders hätte einen drohenden Charakter gehabt, ein Schiff wäre zu wenig gewesen. Das persönliche Erscheinen des Kaisers, im Geleit auch nur eines Panzerkreuzers, umgab die Entfaltung der deutschen Flagge, in diesem Falle der deutschen Kaiserstandarte, mit dem höchsten Ansehen, ohne einen irgendwie bedrohlichen oder kriegerischen Charakter zu haben. Ein deutsches Geschwader hätte wahrscheinlich ein französisches und damit eine gespannte Situation vorgefunden, dem deutschen Kaiser konnten und mußten auch die Franzosen mit voller Höflichkeit entgegentreten. Der Kaiser hat sich damit bewußt in den Dienst des Reichs und seiner Interessen gestellt, er hat damit nicht eine nörgelnde Kritik, sondern — zumal in Anbetracht des keineswegs gefahrlosen Schrittes — ehrlichen Dank verdient. Die Deutschen sind freilich, infolge ihrer Parteibrillen und ihrer Ungefühlichkeit in großen internationalen Dingen, hierin viel kurzfristiger als das Ausland. Durch die Erklärung, daß Deutschland nichts weiter begehrt, als die offene Tür für alle Nationen, hat der Kaiser den Verdacht, als beabsichtige er besondere Vorteile für sich herauszuschlagen, im voraus entkräftigt. Deutschland ist mit dieser Forderung tatsächlich, im Gegensatz zu den Delcasséschen Bestrebungen, als der Mandatar aller Nationen aufgetreten, die in Marokko Interessen haben. Auf diesem Standpunkte wird es auch verbleiben und wird im Notfalle über noch andre Mittel verfügen, ihm Nachdruck zu geben.

Vielleicht entschließt sich Delcassé, noch ehe diese Zeilen im Druck erscheinen, in den sauren Apfel zu beißen und seinen gewundenen Reden eine vernünftige Tat folgen zu lassen. Es läge das nur im Interesse Frankreichs. Was die Idee einer neuen marokkanischen Konferenz anlangt, so hat Deutschland keinen Grund, eine solche anzuregen, kommt aber die Anregung mit einiger Aussicht auf Erfolg von anderer Seite, so hat es auch keinen Grund, sich einer Konferenz zu entziehen, die auf der Basis der „offenen Tür“ zusammentritt. Wir wollen nichts weiter als die offene Tür, diese aber ganz und mit absolutester Vollständigkeit. Eine Gänsehaut wegen des Tangerbesuchs zu bekommen, sollten die Deutschen und namentlich die deutschen Publizisten doch besser den Franzosen überlassen, und sie sollten nicht die Geschäfte des Auslandes besorgen, indem sie wohlervogene und durchaus gelungne Schritte der deutschen Politik durch eine ebenso schwächliche wie kurzfristige Kritik abschwächen und vor dem Auslande diskreditieren. Auch für unsre Stellung in Marokko muß das Wort gelten: „Dies ist unser, so laßt uns sagen, und so es behaupten.“ Dieser Gedanke und nichts andres hat das persönliche Eingreifen des Kaisers bestimmt und geleitet. An König Eduard wird so oft gelobt, daß er durch geschickte persönliche Tätigkeit die Geschäfte und die Interessen seines Landes fördere; weshalb dem Kaiser diese Anerkennung, die das Ausland ihm bereitwillig zollt, in Deutschland versagen?

Der Verfassungsantrag der Elsaß-Lothringer erfreut sich bis jetzt nur des Segens der Zentrumsorgane, die dabei vielleicht von dem Hintergedanken erfüllt sind, auf dem Wege über Straßburg dem Zentrumseinfluß die Pforten des Bundesrats zu erschließen und in der umzugestaltenden Landesvertretung einen breiteren Raum zu gewinnen. Die vier Paragraphen des Antrages, der übrigens bei Abfassung dieser Zeilen unter den Drucksachen des Reichstags noch nicht erschienen, sondern zunächst nur in der Presse mitgeteilt worden ist, können auch für den Anhänger ihres Inhalts keinen Gesekentwurf, sondern höchstens Materialien zu einem solchen darstellen. Will Elsaß-Lothringen auf seinen idealen Charakter als Reichsland verzichten und deutscher Kleinstaat werden, so genügt nicht der Wunsch, „Staat“ werden zu wollen, sondern es ist nötig, zu sagen, was für ein Staat. Die souveränen deutschen Staaten gliedern sich in Königreiche, Großherzogtümer, Herzogtümer, Fürstentümer und freie Städte. Von diesen fünf Kategorien können die erste und die beiden letzten nicht in Betracht kommen, es bliebe also wohl die Wahl zwischen Großherzogtum und Herzogtum. Wäre es für Elsaß-Lothringen

nun wirklich ein Fortschritt, und was wäre damit gewonnen, wenn es aus dem „Reichsland“ jetzt Großherzogtum oder Herzogtum oder Markgrafschaft würde?

Einen neuen Kleinstaat, an der Vogesengrenze zumal, zu errichten, dafür wird in ganz Deutschland kein Bundesfürst und keine Bundesregierung die Hand bieten. Paragraph 2 des Antrages sagt: „Landesherr in Elsaß-Lothringen ist der deutsche Kaiser.“ Wer ist der deutsche Kaiser? Artikel 11 der Reichsverfassung gibt darauf die Antwort: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu, welcher den Namen deutscher Kaiser führt.“ Landesherr in Elsaß-Lothringen wäre also in Zukunft der König von Preußen, das Oberhaupt des Staates, mit dem in eine Lotteriegemeinschaft zu treten die Straßburger Landesvertretung — oder doch ihre Kommission — eben als eine Art beleidigender Zumutung abgelehnt hat. Nach Paragraph 3 soll die Festsetzung der Zahl der von Elsaß-Lothringen in den Bundesrat zu entsendenden Stimmen „einem besondern Gesetz“ vorbehalten bleiben. Weshalb? Es handelt sich doch bei der ganzen Sache um eine Abänderung der Reichsverfassung, die Zahl der Bundesratsstimmen würde dabei gerade eine sehr große Rolle spielen. Es sprechen somit keine Gründe dagegen, sondern alle Gründe dafür, auch gleich „die Zahl“ bei dieser Gelegenheit zu erledigen. Paragraph 4 bestimmt, daß Bundesrat und Reichstag als Organe der Landesgesetzgebung in Elsaß-Lothringen auscheiden, und daß diese fortan von dem „Landesherrn“ gemeinsam mit einem elsäß-lothringischen Landtage (bisher Landesauschuß) ausgeübt werden soll. Dieser „Landtag“ müßte doch erst durch Reichsgesetz geschaffen werden. Die jetzige Landesvertretung beruht auf einem solchen, sie kann also nur durch Reichsgesetz beseitigt und ersetzt werden. Einstweilen dürften aber weder Bundesrat noch Reichstag geneigt sein, als Elemente der Gesetzgebung zugunsten eines völlig unbekanntem elsäß-lothringischen Landtags abzudanken, den die Antragsteller in Straßburg, offenbar unter Ausschluß von Bundesrat und Reichstag, auf Grund einer autonomen Landesgesetzgebung ins Leben rufen wollen. Ob auf Grund des allgemeinen Stimmrechts, ob mit Einkammer- oder mit Zweikammerverfahren — das wird wohlweislich verschwiegen und geht Bundesrat und Reichstag nichts mehr an. Jedenfalls die weitestgehende Zumutung in dem ganzen Antrage!

Nun aber noch ein Wort über die Bundesratsbevollmächtigten. Der Bundesrat wird zunächst von den Gesandten der deutschen Staaten gebildet, die beim Könige von Preußen beglaubigt sind, nur in besondern Fällen kommen die leitenden Minister der Bundesstaaten oder Ressortminister zum Bundesrat nach Berlin. Soll nun Elsaß-Lothringen bei seinem Landesherrn gleichfalls „einen Gesandten“ beglaubigen, dem der Kaiser laut Artikel 10 der Reichsverfassung „den üblichen diplomatischen Schutz zu gewähren hat“? Man sieht, die ganze elsäß-lothringische Staatsidee steckt so voller Anomalien, daß demgegenüber die jetzige Organisation ein Muster von Einfachheit und Klarheit ist. Deshalb verbieten auch alle Gründe der Staatsklugheit, daran zu ändern und eine kostspielige Fassade unter schwerer Schädigung der Fundamente zu errichten. *Noli me tangere!*

g

Pädagogisches. Vor einem Jahre haben wir Wilhelm Münchs „Geist des Lehramts“ als eine gute Hodegetik für Gymnasiallehrer empfohlen. 1900 hatte der Verfasser „in einem Sammelband Aufsätze pädagogischen Inhalts mit solchen über allgemeinere Erscheinungen des Seelenlebens“ vereinigt (Über Menschenart und Jugendbildung). Einen ebensolchen Band gibt er jetzt heraus unter dem Titel *Aus Welt und Schule* (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904). Auch diese Aufsätze dringen tief ein in das Wesen der behandelten Gegenstände, sind verständlich, von edler Gesinnung beseelt und nützlich zu lesen. Die der Schule gewidmeten handeln von der Erziehung zum Urteil, von der Pflege der Beredsamkeit, vom Sprechen fremder Sprachen, von der Goethe- und der Shakespearelektüre. Einer versucht die Frage zu beantworten: Was ist deutsche Erziehung? In dem Auf-

sage über Goethe fehlt selbstverständlich die Mahnung nicht, man möge den Dichter nicht durch ein Übermaß von Erklärerei den Schülern verfehlen; gerade bei „Hermann und Dorothea,“ dem an sich der Jugend nützlichsten seiner Gedichte, sei das oft der Fall. Das veranlaßt den Rezensenten, noch einmal an einen seiner Lehrer im Deutschen zu erinnern, der das Gegenteil von verfehlen aus dem Grunde verstand. Er hat uns die schönsten Dichterwerke wunderschön vorgelesen — ohne ein erklärendes Wort, und zwar in einem Zuge: drei bis vier Stunden hintereinander, darunter auch „Hermann und Dorothea.“ Die Wirkung war selbstverständlich der Durst nach mehr solcher Labung. Bei unsern heutigen Schulbureaukraten würde ein Lehrer, der so verfahren wollte, schön ankommen. Wie die Schüler zur Würdigung von Goethes Charakter anzuleiten seien, wird sehr gut gezeigt. Eine vortreffliche Bemerkung müssen wir abschreiben. „Dann seine Schätzung des Volkes, sein treuherziger Verkehr mit den einzelnen daraus, die »doch die besten Menschen, vor Gott gewiß die höchste Klasse« sind, mit denen der Umgang nicht, wie der mit Hofleuten, »innerlich abzehrt«. Und wenn man ihm oft die übermäßige Ehrerbietung gegenüber fürstlichen Personen vorgeworfen hat: so durfte der doch wohl die höfliche Form nach oben üben, bei dem die Wertschätzung der Niedern so unzweifelhaft war.“ Die übrigen Aufsätze sind überschrieben: Die Rolle der Anschauung im Kulturleben der Gegenwart, Psychologie der Großstadt, Die Gebildeten und das Volk, Sprache und Religion, Nationen und Personen, Seelische Reaktionen, Von menschlicher Schönheit. Münch erörtert u. a. den Anschauungsunterricht, den man beim Reisen empfängt, das ein sehr gutes Mittel sei, den Menschen mit einer dünnen Bildungshaut zu überziehen. „Aus einem Marco Polo von ehemals sind tausend Exemplare des Rentners Lehmann geworden.“ Daß in der evangelischen Kirche seit einigen Jahrzehnten wieder dem Bedürfnisse der Anschauung Rechnung getragen wird — durch eifrige Pflege der Kirchenmusik und Benutzung der bildenden Künste für den Kultus, wird mit Recht als eine bedeutsame Wandlung hervorgehoben. Sehr beherzigenswert ist, was er in dem Aufsatz „Die Gebildeten und das Volk“ über das ängstliche Bemühen der leitenden Schichten sagt, den gemeinen Mann vor jeder Erschütterung seines Glaubens zu bewahren. „Die Erfahrung hat ergeben, wie sehr dabei schließlich das Ganze in Gefahr kommt, eines Tags abgeworfen zu werden. Gleichwohl getraut man sich nicht, auch die breitere Gemeinde an gewissen, durchaus nicht willkürlichen Umbildungen der religiösen Vorstellungs- und Gefühlweise einen allmählichen und stillen Anteil nehmen zu lassen, was doch durchaus möglich ist, nicht sowohl durch ausgesprochne Kritik, aber durch ein gewisses Verlegen der Gewichte, durch ein Zurücktretenlassen des einen und volleres Hervorziehen des andern. Ja es ist eigentlich dazu gekommen, daß die zur Leitung des religiösen Lebens Berufnen sich selbst in banger Abhängigkeit fühlen: von dem Vorstellungsinhalt der un-mündigern Gemeinde.“ Die Psyche des Großstädtlers wird jetzt vielfach studiert und gemalt. Münch besorgt auch das sehr gut. Wir erwähnen eine Stelle, um damit zur Empfehlung einer andern Schrift zu gelangen: „Das Bild des Straßenlebens in einer vielbewegten Großstadt ist bei allem Reichtum im einzelnen statarischer als das in den Gassen einer kleinen Stadt oder eines Dorfes, zum Teil deshalb, weil dort das Leben viel strenger geregelt sein muß. Jeder Augenblick bringt gewissermaßen alles und damit keiner etwas Auffallendes.“ Nehmen wir dazu den Satz aus den „Seelischen Reaktionen“: „Wird es noch einen Sieg der Einfachheit geben gegen den öden Prunk und Luxus, der das gesellschaftliche Leben der begünstigtern Stände belastet?“, so haben wir zwei der Themata angedeutet, die Dr. Wilhelm Bode in seinem vortrefflichen volkspädagogischen Büchlein: Über den Luxus (Leipzig, R. G. Th. Scheffer, 1904) bearbeitet. Nicht alle Grenzbotenleser werden mit allem einverstanden sein, was dieser Todfeind des Alkohols, des Industrialismus und des Luxus sagt, aber die Lektüre wird niemand schaden und jedem heilsam sein. Aus dem Kapitel, das „Der Krieg gegen das Schöne“ überschrieben ist, wollen wir ein paar Sätze anführen. In Thüringen

sei das Land „heute noch liebenswert, aber wie kann man Heimatliebe von dem erwarten, dessen stilles Waldtal durch qualmende Fabrikshornsteine entstellt wird, oder der die bunten Auen seiner Kindheit in ein paar Riesenfelder abgeteilt sieht, die unter Dampfpflugkultur stehn. Welches Eingeständnis liegt doch darin, daß man jetzt Heimatliebe und Vaterlandsliebe als Tugend und Pflicht hinstellt und sie in der Schule den Kindern anzuerziehen sucht! Das müßten doch natürliche Empfindungen sein und sich wie die Mutterliebe oder die Freundschaft ganz von selber einstellen. Man kann eben nur eine liebenswerte Heimat lieben, und auch die Treue gegen das Vaterland hat natürliche Voraussetzungen. Einem großen Teile der Deutschen fehlt sie mitten in dem seit einem Menschenalter lärmenden Fest- und Aneipenpatriotismus. Die Verunstaltung der Heimat, die Ausbreitung des Charakterlosen, Fremden, Internationalen sind nicht für sich allein, aber sie sind mitschuldig daran, daß wir heutigen Menschen so wenig seßhaft sind, so wenig Heimat haben und auch an Deutschtum hinter unsern Vorfahren weit zurückstehn.“ Der Grundsatz, von dem aus Bode alle Volkswirtschaft und alle sozialen Verhältnisse beurteilt, und auf den er seine Verurteilung des Luxus gründet, lautet: Kein Mensch hat das Recht, von seinen Mitmenschen mehr an Leistungen zu fordern, als er selbst ihnen leistet. Zu seinen pädagogischen Bestrebungen gehört auch, daß er sich um die Verbreitung der Weisheit Goethes bemüht. Nachdem er einige Monographien (Goethes Ästhetik, Goethes Lebenskunst, Goethes bester Rat, über seine Religion und seinen politischen Glauben) veröffentlicht hat, gibt er jetzt (bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin) die Monatschrift *Stunden* mit Goethe heraus.

Eine rätselhafte Schrift. Der helle Glanz des gleißenden Goldes, das durch Schliemanns rastlosen Spürsinn in dem „golddurchblinkten Mykenä,“ dem Herrscherfist des Völkerrfürsten Agamemnon, aus der Tiefe der Schachtgräber an das Sonnenlicht gefördert worden ist, hat eine Zeit lang fast ausschließlich aller Augen auf sich gezogen. Da entdeckte der Engländer Arthur J. Evans auf unscheinbaren Basenscherben und auf „geschnittenen Steinen“ allerlei seltsame Zeichen, von denen einige Formen regelmäßig wiederkehrten. Deshalb stellte dieser Gelehrte schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Behauptung auf, diese scheinbaren Ornamente seien keine bedeutungslosen Schnörkel, sondern gehörten einer vorgeschichtlichen Schrift an. Jedoch er erntete bei seinen Fachgenossen mehr Spott als Glauben. Um neues Material zu sammeln, reiste er nach der Insel Kreta: auf einer Trümmerstätte nicht weit von der antiken Stadt Knosos, eine Stunde landeinwärts von dem Hafenorte Mandia, fand er an sorgfältig behauenen Blöcken dieselben Signaturen wieder. Diese geheimnisvollen Zeichen hatten es ihm angetan. Doch erst als nach den kretischen Wirren im Jahre 1897 die neue, von griechischem Geiste befeelte Regierung dem Forscher tatkräftig ihren Schutz ließ, konnte der Spaten ohne Gefährdung des Lebens angesetzt werden.

Es war Evans vergönnt, bei Knosos an der Stätte, die von der uralten Fürstenherrlichkeit des mächtigen Königs Minoos umstrahlt wird, einen stolzen Palast zu entdecken und von tausendjährigem Schutte zu befreien. Mit beispielloser Freigebigkeit hat das Glück auch an andern Orten Kretas den Meistern des Spatens ungeahnte Schätze beschert, meist aus der Kulturperiode, die man seit den Goldfunden in Mykenä die „mykenische“ zu nennen sich gewöhnt hat. Durch diese Grabungen ist die vor einem Jahrzehnt von Evans aufgestellte Behauptung glänzend bestätigt worden. Auf zahllosen Bruchstücken von Tongefäßen, die sich bisweilen zu kleinen Scherbelbergen aufstürmen, am Mauerwerk und wo sonst Raum für Arabesken war, haben sich dieselben Zeichen nachweisen lassen. Mit Siegelzylindern sind solche Typen auch in die Tonklümpchen eingedrückt worden, die wie moderne Bleiplomben einen die Öffnung eines Behälters verschließenden Faden umhüllt haben, um das Gefäß gegen unbefugte Eingriffe zu sichern.

Selten hat sich das Glück, das gerade den Ausgräber gern narret, so hold erwiesen wie hier. Evans hatte die Genugtuung, in das Museum zu Randia ganze Depots von Tontäfelchen, meist von der Form eines Wehsteins, schaffen zu können, auf denen zwischen vorgezeichneten Linien ganze Zeilen dieser neuentdeckten Schrift eingeritzt sind. Das Feuer hat sich bei dem furchtbaren Brande, der der stolzen Herrlichkeit des Schlosses ein jähes Ende bereitet hat, als eine wohlthätige Macht erwiesen: die an der Luft getrockneten Lehmtafeln sind durch die ungeheure Glut zu harten, unvergänglichen Ziegeln verglast worden, auf denen die eingeritzten Inschriften deutlich erkennbar sind. Der auf dem verwunschnen Schlosse lastende Fluch hat sich jahrtausendlang so wirksam erwiesen, daß diese „Tablettenmeister“ unberührt geblieben sind, bis sie der Spaten des Altertumsforschers in jüngster Zeit aufgedeckt hat. Nachdem Evans so eine ungeahnte Fülle neuen Materials gewonnen hat, ist jeder Zweifel daran verstummt, daß diese Zeichen wirklich einer bisher unbekanntem Schrift angehören.

Obwohl die Deutung im einzelnen noch große Schwierigkeiten macht, ist der unermüdete Gelehrte vor kurzem mit einem neuen Versuche hervorgetreten, die räthselhafte Schrift zu entziffern. Vor allem sind zwei „Schriftsysteme“ voneinander zu scheiden: ein älteres, das sich aus Bildern zusammensetzt, den Hieroglyphen Aegyptens vergleichbar, und ein jüngeres, lineares, dessen Zeichen durch gerade und krumme Linien, ähnlich wie zum Beispiel bei der Antiquaschrift, gebildet werden. Einzelne Zeichen der linearen Schrift nähern sich der Bilderschrift, ohne daß man darum mit Sicherheit behaupten könnte, daß sich die eine aus der andern entwickelt haben müsse. Die Bilderschrift gehört den Resten eines ältern Palastes an, als dessen Zeit durch ähnliche in Aegypten gemachte Funde das dritte Jahrtausend v. Chr. bestimmt wird. Diese Anlage, die von einer verhältnismäßig hohen Zivilisation Kunde gibt, scheint infolge einer Dynastieumwälzung gewaltsam zerstört worden zu sein. Über dieser Schicht liegen die Palastbauten der „minoischen“ Zeit, die im zweiten vorchristlichen Jahrtausend errichtet worden sind. Hier haben sich die Inschriften der linearen Zeichen gefunden, für die insbesondre jene Bibliothek von Tontäfelchen Tausende von Beispielen bietet. Nach Art von Rechnungen sind auf wagerechten Linien verschiedene Posten links untereinander gesetzt und rechts mit bestimmten Vermerken oder Zahlen versehen, in denen sich an verschiedenen Stellen dieselben Zeichen wiederholen, in der Art, wie beim Dezimalsystem die Ziffern an verschiedenen Stellen verschiedenen Wert haben. Die Zählung scheint mindestens bis 10 000 gereicht zu haben. Auf einigen dieser Tabellen deutet Evans gewisse Zeichen als Symbole für die Begriffe „Männer“ und „Frauen“: demnach geben diese Verzeichnisse die Stärke der Streitmacht an oder zählen die Sklaven und Sklavinnen des Hofstaats auf.

So genaue Buchführung ist den vorderasiatischen Völkern durchaus nicht fremd gewesen; assyrische Inschriften geben zum Beispiel immer bestimmte Zahlen der in der Schlacht Gefallnen und der Gefangnen. Auf Bildnissen sind königliche Schreiber dargestellt, die sich während der Schlacht die nötigen Notizen auf Lederstreifen machen, um Unterlagen für die amtlichen Berichte zu beschaffen, in denen der Ruhm ihres Königs verkündet wird. In ähnlicher Weise werden auf den kretischen Inschriften vermutlich die Untertanen in Heer und Harem hergezählt. Das Geschlecht der Personennamen wird anscheinend durch männliche und weibliche Endungen unterschieden, und die wechselnden Suffixe (Anhängesilben) deuten darauf hin, daß die Namen, wie bei den indogermanischen Sprachen, aus zwei Stämmen zusammengesetzt sind.

Semitisch ist die Sprache der kretischen Inschriften wahrscheinlich nicht gewesen. Dazu stimmt vortrefflich, daß die Profillinie dieser Kulturmenschen nichts gemein hat mit dem semitischen Typus, der auf andern orientalischen Denkmälern unverkennbar ausgeprägt ist. Mit diesen allgemeinen Andeutungen über den Inhalt der kretischen Schrifttafeln muß man sich zurzeit zufrieden geben, denn diese Schrift

hat bisher allen Versuchen der Gelehrten gespottet, die einzelnen Zeichen als Symbole für bestimmte Wörter oder Buchstaben zu einem zusammenhängenden Texte zu vereinigen oder den tatsächlichen Wert einer aus mehreren Ziffern bestehenden Zahl zu bestimmen. Darum wissen wir von der Sprache und dem Geistesleben dieses hochbegabten Kulturvolks, das um das Jahr 1500 v. Chr. von Kreta aus die kostbaren Erzeugnisse seiner hochentwickelten Kultur und Industrie nach den Inseln und Küsten des östlichen Mittelmeerbeckens ausgeführt hat, so gut wie nichts. Weder Name noch Herkunft der Schöpfer dieser kretischen Schriftzeichen haben sich bisher mit Sicherheit ermitteln lassen. Und doch wäre die Kenntnis dieser Sprache vom größten Werte; denn der Sagenstoff der meisten homerischen Heldenlieder führt in die „mykenische“ Zeit hinauf. Aber der große Fortschritt, den durch die überraschend reichen Ergebnisse der neuen Ausgrabungen seit einem Jahrzehnt die Altertumswissenschaft in der Erkenntnis jener Kultur gemacht hat, läßt doch der Hoffnung Raum, daß es einmal gelingen werde, die kretischen Schriftzeichen zu entziffern und dieses reiche Material für Sprachwissenschaft und Geschichte zu verwerten.

Leipzig

Karl Tittel

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

